

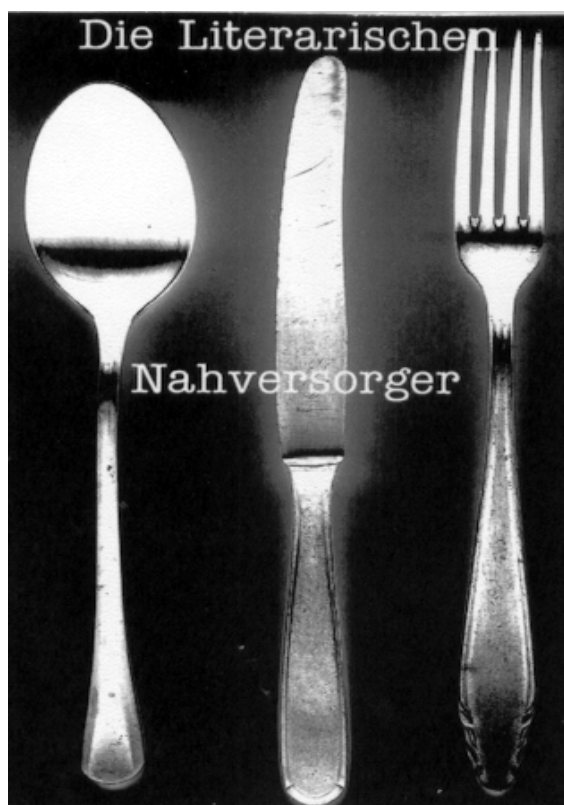
DIE LITERARISCHEN NAHVERSORGER

der Gemeinde Schlierbach



20.10.2012

Folge 06



Nr. 92

Manfred **Rebhandl**

Fr. 09.11. 20.00

Gasthaus Tomaset Schlierbach

Wir klingelten an der Tür, und eine wirklich umwerfende Schönheit machte auf, eine, wie sie nur im Gemeindebau wuchs.

Vielleicht 18 Jahre alt, hatte sie noch keinen Gedanken an Arbeit verschwendet, weswegen sie sich nur wenig zum Anziehen leisten konnte. Kaugummikauen war entweder ihr Hobby, oder sie hatte sehr früh damit angefangen, sodass sie es nun wirklich beherrschte.

Ich fragte: Wer sind Sie?

Sie sagte: Foxy Nehedlik.

Alles in allem liebte ich solche Tage, wenn eine im Gemeindebau die Tür aufmachte und sagte, dass sie Foxy Nehedlik hieß.

Aus: Manfred Rebhandl: Dürre Beweise. Czernin-Verlag, Wien. Erscheint demnächst.



Manfred Rebhandl

Sehr tief und noch tiefer begibt sich Autor Rebhandl in die Abgründe einer ausgegrenzten sozialen Schicht. Dabei kümmern ihn weder politische Korrektheit noch andere Konventionen. Wie seine Protagonisten ist Manfred Rebhandl, Jahrgang 1966, übrigens in einem "nicht kunstaffinen" Umfeld aufgewachsen. Die ersten Bücher, die ihn beeindruckten, las er angeblich erst, als er aus seinem Heimatort Windischgarsten nach Wien kam. Immerhin verschlug ihn ein Job aber gleich in den Kunsthallen-Shop, wo er seine ersten Erfahrungen von Kunstvermittlung machen durfte:

"Da war dann immer das Bemühen, Schulklassen mit Kunst zu konfrontieren, und das war aber extrem traurig", wenn "die Frau Lehrer" ihren Schülern, "die nur darauf warten, die erste Zigarette wieder rauchen zu können nach dem Schas, den sie sich anschauen mussten", versucht, ihren Schülern zu zeigen, was Kunst ist.
Christa Eder Ö1 Kulturjournal
02.03.2012

Manfred Rebhandl wurde 1966 in Windischgarsten, Oberösterreich, geboren. Seit 1995 ist er als freier Autor von diversen Drehbüchern für Film und Fernsehen tätig. Er lebt in Wien.

Veröffentlichungen:

Dürre Beweise. Rock Rockenschaubs zweiter Fall. Czernin Verlag. Wien, 2012

Das Schwert des Ostens. Wien: Czernin-Verlag, 2012

Lebensabende und Blutbäder. Ein Biermösel-Krimi. Wien: Czernin Verlag, 2005.

Löcher, noch und nöcher. Ein Biermösel-Krimi. Wien: Czernin Verlag, 2006.

Scheiß dich nicht an - Lebe! Ein Biermösel-Krimi. Wien: Czernin Verlag, 2007.

56,3 Grad im Schatten. Ein Biermösl-Krimi. Wien: Czernin, 2007.

Zum Roman:

Rock Rockenschaubs zweiter Fall: Nach den Ermittlungen um „Das Schwert des Ostens“ in den Tiefen des 16. Wiener Gemeindebezirks begibt sich Manfred Rebhandls Anti-Held auf fremdes Terrain, in die Höhen der Wiener Upperclass. Zwischen reichen Eltern, Privatschulnonnen und magersüchtigen Ballerinas klärt Rock in „Dürre Beweise“ ein paar Morde hinter glücklichen Familienfassaden auf.

Bevor Superschnüffler Rock Rockenschaub seinen Kumpel Lemmy in diesem kalten Winter zur Kinderwunschlinik Springflower eskortiert, wo dieser überraschend als Premium-Samenspender eingeschrieben ist, macht ihn ein anderer Kumpel, der Psychotherapeut „Ku“ Kubelka, mit dem psychisch gestörten Ronnie von „Rockin´ Ronnies Texas Tabledance“ bekannt und erzählt ihm, dass dessen Nichte Maxi verschwunden ist.

Als sich Rock auf die Suche nach ihr macht, taucht er in eine ihm fremde Welt der Eliten ein, wo heranwachsende Mädchen in katholischen Privatschulen von Nonnen gut erzogen und von Russinnen zu Ballerinas gedrillt werden.

Wenn so ein Mädchen dann vielleicht zu dick ist und es deswegen nicht in die von den Eltern heiß umkämpfte vorweihnachtliche Nussknacker-Schulaufführung schafft, kann es schon mal als Wasserleiche in Bratislava wieder auftauchen.

Der Therapeut „Ku“ begleitet Rock auf dieser Reise, und versinkt dabei selbst in einem gefährlichen Strudel aus falschen Analysen und eigenem Burn-out...

Aus: Webpage: Czernin-Verlag

Manfred Rebhandl liest zum vierten Mal in Schlierbach, damit ist der der Autor mit der höchsten Auftrittsdichte bei den Literarischen Nahversorgern. Und es gibt ein geheimes Abkommen zwischen dem Autor und den Veranstaltern, jedes seiner Bücher im Gasthaus Tomaset vorzustellen.

Manfred Rebhandl ist ein Gesamtkunstwerk. Von seiner Literatur auf den Menschen zu schließen, ist im Normalfall gefährlich, in Rebhandls Fall ein fruchtbares Unterfangen. Manfred Rebhandl könnte eine Figur sein, die seinen Büchern entsprungen ist, mit dem Auftrag all jenen eine kräftige Ohrfeige zu verpassen, die gern einmal schnell die Nase rümpfen, wenn tief wird. Und ehrlich. Rebhandl hat den schlechten Geschmack zur holden Kunst erhoben und in dieser Umkehrung der geordneten Verhältnisse nicht nur dem schnöseligen Literaturbetrieb eine Abfuhr erteilt sondern dem zeitgeist der inneren und äußeren Sicherheiten generell. Triebabfuhr ist manchmal einfache die bessere Option.

Leo-Perutz-Preis an Manfred Rebhandl

Der Leo-Perutz-Preis der Stadt Wien für Kriminalliteratur 2012 ist an Manfred Rebhandl überreicht worden. Er hat den Preis für "Das Schwert des Ostens" erhalten.

Jury-Sprecher Erwin Riedesser begründete die Wahl in der Mitteilung des Hauptverbands des Österreichischen Buchhandels wie folgt: *"Manfred Rebhandl bringt einen ganz originären Ton in die Wiener Krimiliteratur. Seine eigenwillige Sprache und der spezielle Duktus manifestieren sich auch in den Figurendarstellungen. Dadurch entsteht ein sehr plastisches und vielschichtiges Wienkolorit."* Und fährt fort: *"Neben der Krimihandlung hat die Beschreibung des sozialen Umfelds eine mindestens gleichwertige Bedeutung in Rebhandls Roman: Seine Bilder sind überdreht und schrill, doch sind es nur auf den ersten Blick überzeichnet kecke Karikaturen der Personen, denn so manches ist authentisch. Rebhandl spielt souverän mit Vorurteilen und Klischees, mag dabei so manche mit derben Details verschrecken, dennoch: sympathisch provokant. Abwechslungsreiche Handlung, überraschende Wendungen, eine Fülle an ungewöhnlichen Einfällen und das Ganze mit einem furiosen Tempo serviert hat die Jury überzeugt. Und so passt das Buch auf gewisse Weise zum Namensgeber des Preises, Leo Perutz, der mit Sicherheit ein höchst spannender, aber kein typischer Krimiautor war."*

Betrifft: Zusendung der Zeitung

Aus Kostengründen ist die Zeitung der Literarischen Nahversorger nur mehr gegen ein Abo-Entgelt von jährlich 10€ erhältlich sein. Wenn Sie Interesse an der Zusendung der Zeitung haben, bitten wir Sie diesen Betrag auf unser Konto zu überweisen.

Die Literarischen Nahversorger
Raiffeisenbank Schlierbach BLZ: 34606
Kontonr.: 00000021121

Herzlichen Dank
Ihr
Nahversorger-Team

Post von Floči



Aufwachen!

In einem Interview mit Wolf Haas bin ich unlängst mit der Tatsache konfrontiert worden, dass der „normale“ Leser Literatur im Bett konsumiere und ein Buch prinzipiell dazu verwende, um nicht oder aber um leichter einzuschlafen. Was für einen Autor natürlich deprimierend sein kann: Man feilt und hobelt an einem Satz, im Glauben, der Leser klammere sich an jedes Wort, an jede gelungene Formulierung, an jede hinreißende Metapher. Stattdessen kämpft der Leser, dass ihm die Augen nicht zufallen.

Ich habe mir nun überlegt, durch welche Mittel man als Schreibender den Leser bei der Stange halten kann. Denn eines ist klar: Bücher werden per definitionem von Menschen gelesen, die gerade wach sind. Die gezielte Beschimpfung kam mir da in den Sinn. Ist es nicht so, dass der Leser (beschränkter Affe, der er ist – ja, ich spreche auch von Ihnen!), ist er erst mal wütend, nicht so leicht wegnickt? Vielmehr ärgert er sich leise und liest weiter, da er sich aus reiner Neugier fragt, ob der Autor denn wirklich so frech ist ihn (den Idioten) weiterhin zu beschimpfen!

Andererseits kann man als Autor, der das Interesse des Lesers gewahrt wissen will, einfach die Stimme erheben. Sie werden sich vielleicht fragen, wie man als Autor den Leser anbrüllt, aber **BEGINNT MAN ERST MAL IN GROSSBUCHSTABEN ZU SCHREIBEN, WIRD DER TEXT SCHON UM EINIGES LAUTER.**

Autoren wie Wolf Haas oder, ein anderes aktuelles Beispiel, Clemens Setz in *Indigo*, haben bemerkt, dass man die Aufmerksamkeit des Lesers durchaus mittels Schriftbild gewinnen kann. Wobei Wolf Haas in seinem neuen Roman im Kampf gegen den einschlafenden Leser ein

Fehler unterlaufen ist. An einer Stelle verkleinert sich die Schrift immer mehr, bis sie auf gleich mehreren Seiten nicht mehr lesbar ist, schließlich ganz verschwindet und leere Buchseiten zurücklässt. Ich sehe vor mir, wie tausende Leser ihre Augen zusammenkneifen, um diese Schrift so lange wie möglich zu entziffern, bis sie, da ja eh schon so klein, unverhofft zuklappen und der Leser ins Traumland hinübergleitet.

Weiters sollte man als Autor Aufzählungen vermeiden. Hier besteht nämlich die Gefahr, dass die Kulturfertigkeit des Zählens 1.) von den meisten Menschen dermaßen automatisiert wurde, dass sie 2.) keine große geistige Herausforderung mehr darstellt, und 3.) leicht mit der weitverbreiteten Einschlafhilfe des Schafezählens vermischt werden kann. 4.) Schaf, 5.) Schaf, 6.) Schaf ...

Statt Zahlen würde sich hier das Alphabet anbieten: Spätestens wenn es zu V-W-X kommt, müssen sich schon einige anstrengen, die richtige Reihenfolge einzuhalten. Und Schafe, die Buchstaben tragen, kann man sich auch nur schwer vor innerem Auge holen.

Eine weitere Methode, den Leser wach zu halten, besteht darin, ihn zwischendurch einfach mal zu erschrecken. Man schreibt so vor sich hin, nichts allzu Schweres, damit sich der Leser geborgen, ein bisschen heimelig fühlt, berichtet von einer idyllischen Landschaftsszene, von einem Bach, der friedlich durch eine Wiese plätschert, während ein paar Vögel lustig zwitschern und
BUH!

- wir erwischen den Leser kalt (hier mit Großbuchstaben, weil der Text inzwischen schon recht lang ist und ich Ihre Aufmerksamkeit so richtig laut wiedergewinnen wollte). Das mit dem Erschrecken kann man natürlich auch geschickter anstellen und statt dem „Buh!“ schreibt man: „sich an den Eingeweiden einer aufgequollenen Leiche satt fressen“. Aber dies hier ist kein Krimi, der sich vor unseren Augen entfaltet, sondern eine Kolumne, die JETZT zu Ende geht.

Ich verabschiede mich mit freundlichem Buh!

Florian Gantner

THETIMES

1.

sie sagte mir, dass *er* unsere revolution als griff nach der notbremse beschrieb & das vor 70 jahren & dass er damit nichts anderes als unser Jetzt antizipierte und dass diese helle auffassung von ZEIT völlig klar u. logisch u. unwidersprochen sei, u. falls hingegen jemand behauptete, dass... [*in rage*]

wie ich überhaupt keine lust habe, mich nur im allergeringsten von ihr zu unterscheiden, wie ich ihr in allem zustimme, nicke nicke nicke, wenn sie spricht. – der erfolg, wie er uns recht gibt, denke ich [*das war sünde*].

ich&sie, synchron aus einverständnis: sie politisierte alles u. ich tat es ihr gleich, indem ich ihr brachte, wonach sie verlangte.

sie sprach von tantrischer theorie: & natürlich hörte ich das alles zum ersten mal und war ganz süß, ganz kindlich, wie ich ein wenig grinsen musste. – || also bäume ich mich vor ihr auf u. erhoffe einen moment, *der mein ist*; sage: stell dir vor, wir würden jedesmal ein *buch geschrieben bekommen* u. kein kind gemacht ! [*keine reaktion*]

sie sprach durch das 18. Jahrhundert: »*DIE MEISTEN WISSEN SELBST NICHT, WIE INTERESSANT SIE WIRCKLICH SIND, WAS SIE WIRCKLICH FÜR INTERESSANTE DINGE SAGEN.*« ----- ich fiel tonnenschwer in ihren schoß.

2.

sie bat mich, das haus zu beschreiben, in dem wir lebten:

ich sah vor mir die weinreben, die orangen blätter, den fuchs und den dachs und das rebhuhn, das auch. – sie schimpfte auf mich ein & hielt ihre hand auf meinen mund gedrückt, & ich also sprach gegen ihre zellen: sie mache mich devot. /

sie zeigt mir die tätowierung auf ihrem bauch als das neue, das sie nicht ist, für mich, die ich sie kenne, seit ich noch jemand anderes war: ich filme sie dabei u. wie wir einander in die arme fallen. ----- so viel himmlischer blödsinn war seit gestern nicht passiert.

kp

Folgender Text ist während der Schreibwerkstatt mit Hans Eichhorn und Erwin Einzinger am Literaturfestival 4553 entstanden. Der Abdruck erfolgt nach Genehmigung der Autoren.

Aus einer Steppenlandschaft, die in einer Zeitung abgebildet ist, wird die Körperform einer Tänzerin ausgeschnitten

Aus einer Steppenlandschaft, die in einer Zeitung abgebildet ist, wurde die Körperform einer Tänzerin ausgeschnitten. Die Kleine sah Alex neugierig an. Ihre Finger steckten in der Kinderschere fest und sie hatte mitten im Schnipseln aufgehört. "Hey, was wird das?" Alex lächelte wissend und sagte nur: "Ein Geheimnis", und damit war die Neugierde der kleinen Schwester schon gestillt. Leslie wusste, dass Alex an heute Abend dachte, an das Ausgehen und nur unter sich sein und ans Die-kleine-Schwester-loswerden, der unruhige, rasche Schnitt verriet es. Warum eine Tänzerin? Sie bastelten an einer Collage für Alex' Abendkurs: "Kreative Augenblicke", ein schmalziger Name für einen Kurs ohne festgelegtes Thema. Leslie blätterte durch die alten Vogues und Elles von Alex' Mutter, die Kleine durfte, nachdem die Seiten dem prüfenden Blick der Erwachsenen ausgesetzt worden waren, die restlichen ganzen und teilweise wild durchlöchernten Seiten zerschnipseln. Es machte ihr Spaß. Alex hatte - aus keinem besonderen Grund, aber man brauchte nicht immer einen - angefangen, aus den immer wiederkehrenden Werbeeinschaltungen für wildromantische Afrikareisen oder Ausflügen zu von türkisblauen Wellen umgebenen Südseeinseln, völlig zufällige Dinge auszuschneiden, ein Auto aus Meer und Sonnenuntergang und weißem Sand im Kofferraum, ein Hut aus saftigen irischen Wiesen. Und jetzt eine Balletttänzerin im steppenbraunen Tutu, die Arme über den Kopf gehoben. Alex gab sich sogar die Mühe, mit einem Stanleymesser den Zwischenraum von Armen und Oberkörper, dem kleinen Viereck zwischen den zusammengepressten Knien heraus zu ritzen. "Wie wirst du das denn nennen, wenn es fertig ist?" Alex sah Leslie nicht an. Die Kleine schob immer mehr seltsame Schnipsel auf der Tischplatte hin und her und Alex sagte plötzlich "Stopp", "lass das so liegen". Nahm den Uhu Stic und klebte das Muster aus Meer, Gras und orangem Kitschhimmel auf das Blatt Papier wie eine undurchdringliche Wildnis. "Das erinnert mich an einen Traum, den ich einmal hatte." Leslie starrte die Wildnis lange an. "Du schaffst es manchmal, mich wieder ganz weit zurückzusetzen, so als ob wir noch am Anfang wären, so ganz mühelos. Das liebe ich an dir."

Eva Hutterer

Eine vierte Geschichte über den Buh

Der aufmerksame Leser wird in den letzten Arbeiten aus der Stingerschen Feder eine ihm merkwürdig oder sogar befremdlich vorkommende Häufung von Flatulenzepisoden und Buhmotiven bemerkt haben. Ich möchte nicht hintanhaltend, dass diese ungewöhnliche Vielzahl thematischer Referenzen an den Furz mir selbst auch erst im Nachhinein aufgegangen ist und somit den Schluss zulässig ist, dass wir es hier mit einem Phänomen zu tun haben, das sich über den Umweg des Innenlebens in den Text hineinschleicht, etwas ist, das sich einer einfachen Kontrolle durch die ordnende Kraft der Vernunft widersetzt. Etwas Körperliches und Unzählbares, das als unbewusster Agitator den Text mitschreibt. Und tatsächlich ist der Furz rein phänomenologisch genau das, ein Zwischenruf von den hinteren Bänken, ein pöbelhaft Unmut äußerndes Etwas, ein Unruhestifter und Aufdringling. Wobei wir wiederum bei dem Verfasser angekommen wären, der sich selbst ein wenig so begreift, wie der Buh von anderen begriffen wird. Das dem Verfasser somit nun klar gewordene Liebäugeln mit der Flatulenz kann nicht als kontingent, sondern muss als hauptsächlich begriffen werden. Der Buh, so scheint mir, ist seinem Wesen nach querulant. Unangenehm, stinkig und ekelhaft. Und mit diesen drei Attributen schmückt sich letztlich auch die Stingersche Textlichkeit, von der Idee her, manchmal mehr, manchmal weniger. Und es ist nicht völlig aus der Luft gegriffen, würde man noch einmal eine Änderung des Pseudonyms ins Auge fassen, um der poetischen Absicht in einem Wort noch gerechter werden zu können als zuvor. Und was wäre hier naheliegender, als das g durch ein k zu ersetzen um dem Naheverhältnis zum Buh nun einen überdeutlichen Anstrich geben zu können und das poetische Programm schon im Signum erahnbar zu machen.

Im Reigen der körpernahen Diskursmöglichkeiten hat der Buh seine herausragende Stellung bis heute nicht verloren. Während der nackte Hintern, die gestreckte Zunge, der entblößte Busen an Strahlkraft eingebüßt haben, blieb der Buh konstant kritikfähig und empörungsförderlich. Der Buh ist nicht vergesellschaftbar, er ist unter den körperlichen Einspruchsmöglichkeiten der Häretiker, der nicht ästhetisiert und verharmlost werden kann. Einen Wind fahren zu lassen wird niemals schick sein und Mode werden. Ob dieses widerspenstigen Charmes des Buhs, seiner Renitenz, seines guerillaartigen Charakters ist ihm alle Ehre geschuldet. Das Niedere, das ihm attestiert wird, ist gerade seine Stärke. Und das gilt auch für die Poetik Stingerscher Prägung. Versucht man eine Typologie des Flatus zu entwerfen, so drängen sich sofort ein paar Klassifikationsmerkmale auf. Der Buh operiert auf akustischer und olfaktorischer Ebene, er bedient sich, um seine Wirkmächtigkeit zu entfalten, zweier Kanäle, und das simultan, oder maximal leicht zeitversetzt. Die olfaktorische Wirkung kennt ein Verzögerungselement, das ja nach Beschaffenheit des Windes kürzer oder länger ausfallen kann, manchmal sogar völlig unterbleibt.

Folgende reine Formen können festgestellt werden:

a) der einsame Laute

Es ist gar nicht unüblich, seinen Wind nur für sich selbst wehen zu lassen. Das hat den Vorzug, der sozialen Dimension des Flatulierens entledigt zu sein und sich frisch und frank seiner eigenen Körperlichkeit erfreuen zu können, ohne Gefahr zu laufen, dafür geächtet zu werden. Angesichts dieser Freiheit vor den sozialen Zwängen fällt der egomanisch in die Welt gesetzte Buh gemeinhin recht laut aus. Als Zeichen der Freude an seinen Körperfunktionen, des kunstvollen Arrangements von Luft, der individuellen Färbung seiner Lautgestalt. Die Freude am einsamen Genuss erinnert an den edlen Wilden eines Rousseau, trägt das Vermögen in sich, zivilisationskritisch aufzutreten. Im lauthals geschmetterten Flatus artikuliert sich das anarchische Subjekt, das sein wildes Begehren nicht durch zivilisatorisches Regelwerk gezügelt wissen will. Ein Hoffnungsschimmer.

Es ist bemerkenswert, wie sehr sich der Mensch an sich selbst erfreuen kann. Und wie sehr er von seinem eigenen Wesen eingenommen ist. Das wird nirgends deutlicher als im kräftig geäußerten Flatus. Es ist nicht nur das Geräusch, das einen ergötzt, auch der Geruch, und mag er noch so widerlich sein, dünkt dem Flatulierer angenehm. Widerlich ist immer nur der Buh des anderen, und das ist eine Erkenntnis, die Bände spricht über die innere Verfassung des Menschen generell. Seine Verhaftung im primären Narzissmus, die Vorstellung, dass nur er rieche und alles andere herum stinke wie die Pest. Was den Geruch des Buhs betrifft, ist der Buhende kein wirklich zuverlässiger Zeuge.

aa) der einsame Laute: ins Wasser trompetet

Diese Untergruppe bildet ein recht interessantes Phänomen, das erst im 20. Jahrhundert zur Mehrheitsgepflogenheit werden konnte. Die Erfindung und Verbreitung der Badewanne gestattete dem modernen Menschen eine Entspannung, die man vormals nicht kannte, und die zu einer Anregung der Darmarbeit und infolgedessen zur vermehrten Windbildung beitrug. Darüberhinaus ist das Geräusch des gegen den Wannboden gedrückten Flatus ungemein verstärkt und führt zu einem wohligen Vibrato der gesamten Person. Auch die Blasenbildung trägt zum vermehrten sinnlichen Genuss bei.

b) der Leise, in Gesellschaft abgelassen

Typ a und Typ b bestimmen die Extremwerte des Spannungsbogens, innerhalb dessen der Buh sich bewegen kann. Der Leise, Verheimlichte ist das exakte Gegenteil des Ersteren und verweist auf das durch gesellschaftlichen Anstand gezähmte Selbst. Auf den ersten Blick aber nur, denn der in die Sozietät gesetzte Winde trägt das Potenzial größerer Wirkung in sich. Er kann zum politischen Akt werden und verlangt vom Trägersubjekt ein subversives Bewusstsein und eine hohe Kunstfertigkeit in der Beherrschung der Schließmuskel. Die Technik des geräuschlosen Flatus ist eine hohe Kunst, die erst nach jahrelangem Training erlernt werden kann. Höchste Kraft entfaltet der Leise in hochhoffiziellen Situationen in geschlossenen Räumen. Vernissagen, Lesungen, Kirchenbesuche. Situationen wie diese fordern das flatulenzbedürftige Subjekt in

unangenehmer Weise zur Zurückhaltung, Verdrängung, Hintanhaltung auf. Und zwingen es gleichzeitig zum kritischen Einspruch, zu einem körperlichen Statement des vielleicht ganz unerträglichen Kunstgenusses. Der Unhörbare ist für das bedrängte Subjekt eine geniale Kompromisslösung, eine Art Abwehrmechanismus im Freudschen Sinn, der seinem inneren Drang nachgibt, ohne dafür gesellschaftlich geächtet zu werden. Die Wirkung des Buhs ist damit rein auf die olfaktorische Dimension verlagert und die ist, wie man weiß, einer einfachen Verursacherzuschreibung nicht so leicht zugänglich. Der Buh-Lasser kann sich recht geschickt aus der Affäre ziehen, nützt er die zeitversetzte Wirkung des Gases, das sich erst durch den Hosenboden durcharbeiten muss. Vier bis fünf deutliche, aber unaufgeregte Schritte vom Zündungsort wegbewegt, und schon ist man die Gefahr los, als Verursacher bezichtigt werden zu können. Eine Gefahr, die nebenbei bemerkt, auch nicht allzu groß ist. Denn selbst wenn jemand als stiller Windgeber identifiziert wurde, täuscht die noble Gesellschaft Unkenntnis vor und setzt sich über das Geschehene hinweg, auch wenn der Gestank bestialisch ist. Schlimmer als jeder Gestank aber ist der Verlust der Contenance. Man kann sie aber ihrer eigenen Lügenhaftigkeit durch einen gut gesetzten Leisen überführen. Und das ist befriedigend.

bb) der durch ein anderes Geräusch Versteckte

Für Ungeübte, die die Fähigkeit zur kontrollierten Lockerung der Schließmuskel noch nicht anständig beherrschen, ist eine Technik angeraten, die dieselben Effekte zeitigt, wenn sie auch nicht so elegant ist. Man verstecke den Flatus einfach hinter einer Lautquelle, die lauter ausfällt als der zu erwartende Buh. Man kann diese Geräusche auch selbst produzieren. Ein lautes Räuspern oder Husten bietet sich an, aber auch ein Schenkelklopfen oder ein plötzlicher Pfiff.

c) Der unglücklich Entwischte

Diese Unterart ist für das Trägersubjekt unangenehm. Denn der Entwischte tritt mit Laut auf, ist also identifizierbar und verortbar. Man ist als Kommunikationspartner gezwungen, dazu Stellung zu nehmen. Man könnte aber auch Schwerhörigkeit vortäuschen und manche, recht feine Menschen, tun das auch. Andere wiederum beschwichtigen mit einem Lächeln oder kurzen Ausrufen wie „Hopsala“. Das buhende Subjekt ist auf jeden Fall enttarnt und eines Fehlers überführt. Das Flatulenzereignis wird dabei nicht als singuläre Verfehlung festgestellt, sondern als eine allgemeine Disposition gewertet, eine unangenehme Neigung zur Durchlässigkeit, Unkontrolliertheit und Ruchlosigkeit. Trotz der scheinbar gelassenen Reaktionen des Buh-Publikums. Einmal ertappt, ist der liederliche Charakter des Flatulierers für immer festgestellt. So jemand ist verloren.

d) Der ärztlich Verordnete

Es gibt ein paar wenige Glückliche, die die Lizenz zum ungehemmten Flatulieren haben. Sie leiden unter Meteorismus, der Name schon deutet auf das eruptive Erscheinungsbild

dieser Krankheit hin, und haben den ärztlichen Auftrag zum Buh. Jeder Aufschub könnte schmerzhaftige Folgen nach sich ziehen. Natürlich entkommen auch sie nicht dem Rechtfertigungsdruck, der der Druckentlastung folgt, die in ihrem Innenleben seine Ursache hat. Ich habe selbst einmal mit einer Person zu tun gehabt, die unter jener Krankheit gelitten hat und nach dem 20sten oder 30sten Buh in einer halben Stunde darauf hingewiesen hat, dass der Arzt keinen Aufschub dulde, dass die ungehinderte Gasabfuhr Voraussetzung für ihre Genesung wäre. Und es ist ein wirkliches Wunder, wie sehr eine medizinische Erklärung den Wahrnehmungsmodus bezüglich der Windspenden änderte, diese sogar zur Normalität werden ließ, und man sie beinahe vermisste, traten sie mal fünf Minuten nicht auf.

Diese zugegeben recht grobe Einteilung mag als erste Orientierung hilfreich sein, sie reicht natürlich nicht in die Tiefe des Phänomens, dazu genügt auch der mir hier zugestandene Platz nicht. Ein paar ergänzende typologische Bemerkungen seien mir dennoch gestattet.

Die Lautgestalt, in der der Buh auftritt, kennt eine Variationsvielfalt, dass einem schier schwindelig werden könnte. Es ist erstaunlich, wie raffiniert und semantisch vielfältig der Flatus in die Welt kommt. Natürlich sprechen wir hier nur vom lauten, selbstsicheren Buh, jenem, der für sich ungeniert abgegeben wird. Hier kommt er erst zur vollen Entfaltung, hier zeigt er seine wahre Größe. Und freut sich seines Lebens, gibt Vollgas, um die Sprache der Jugend zu bemühen. Es gibt die leisen Piepser, kurz, kaum hörbar, für Damen geeignet. Es gibt die kräftigen, straight ahead, fast forward, ohne Schnörkel, ein Ton durchgehalten, sehr selbstbewusst im Habitus. Manche treten in Dur auf, manche in Moll, traurige Geschöpfe, Quelle depressiver Innenverhältnisse. Manche beschreiben einen Aufwärtsbogen, steigern sich tonal und enden in einem unerhörten Crescendo, manche beginnen mit Pauken und Trompeten und verebben still. Manche wiederum sind ganze Orchesterwerke, vielstimmig, mit mehreren Sätzen, kleinen Pausen, aber langer Dauer. Wie eine Wagneroper, episch und breit. Manchen pfeifen, manche blubbern, zischen und krachen, je nach Laune. Der klassische Buh existiert als solcher nicht, es gibt ihn nur in seinen Varianten.

Die Literatur über den Buh ist dürftig. Aber unter den wenigen, die sich an die Sache gewagt haben, sind die besten Köpfe zu finden. Man denke an Goethe „Ein Gleiches“, das eine zauberhafte poetische Annäherung an den Buh darstellt, ohne sich im Geschmacklosen zu verlieren. „Über allen Wipfeln ist Ruh...“ Besser hat nie ein Dichter jenen Augenblick beschrieben, die eintritt, wenn das Schrille und Laute dieser Welt einer betörenden, betäubenden Stille weicht. Man denke ferner an Markus Werner, der in „Zündels Abgang“ dem Buh ein literarisches Monument gesetzt hat. „*Sowieso! rief Zündel und ließ schmetternd sein Darmgas ab.*“ Mit diesem Satz hat Markus Werner sich in die Literaturgeschichte hineingeschrieben. Man denke auch an Manfred Rebhandl, der den vierten Band seiner Biermösl-Krimiserie ausschließlich dem Buh widmet, etwas derb vielleicht, aber mit aufrechem Interesse am Phänomen. Und nicht zuletzt sei daran erinnert, dass der Verfasser selbst in einigen seiner wichtigsten Arbeiten, erwähnt seien hier nur „Zwei, drei Bemerkungen zum Gemetzel“, „Letzte Lockerung“ und „Die Korsische Suppe“, sich des literarischen Topos angenommen, und wie er hofft, doch ein Stück weit zur Kunst erhoben hat.

hardstinger

Dichterhandschriften 5

Jena 30. I. 38
Langemarkstraße 16

Sehr geehrter Herr Pfarrer,
Je älter man wird, desto deutlicher
erkennt man, wie unzulänglich alles mensch-
liche Bergreifenwollen gegenüber dem Göttlichen
ist. Aber das wissen Sie ja am besten selbst.
Trotzdem bleibt der Drang sich anzunähern, we-
nigstens im Bilde; u das Gespräch, das Sie
mir schickten tut es wirklich in der Art der
Romantiker u berührt mich in folgedessen ver-
traut. Ich danke Ihnen für die Sendung u
für die sie begleitenden freundlichen Worte.

Ihre ergebene
Ricarda Huch

Jena 30. I. 38
Langemarkstraße 16

Sehr geehrter Herr Pfarrer,
Je älter man wird, desto deutlicher
erkennt man, wie unzulänglich alles mensch-
liche Bergreifenwollen gegenüber dem Göttlichen
ist. Aber das wissen Sie ja am besten selbst.
Trotzdem bleibt der Drang sich anzunähern, we-
nigstens im Bilde; u das Gespräch, das Sie
mir schickten tut es wirklich in der Art der
Romantiker u berührt mich in folgedessen ver-
traut. Ich danke Ihnen für die Sendung u
für die sie begleitenden freundlichen Worte.

Ihre ergebene
Ricarda Huch

Graue Briefkarte, 11 x 12,5 cm, in dazu gehörendem grauem Umschlag, mit dunkelbrauner Tinte beschrieben, frei gemacht mit roter Zwölfpfennigbriefmarke der Serie ‚Hindenburg-Medaillon‘. Abgestempelt: Jena 1, 31. 1. 38 10-11. Die 74jährige Ricarda Huch bedankt sich für ein ihr vom Heidelberger Schriftsteller und Theologen Otto Frommel übersandtes Zwiesgespräch ‚Der Stille Christ und die Seele‘, erschienen 1916 im Falken-Verlag Darmstadt.

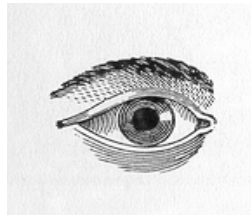
Ricarda Huch (Braunschweig 1864 – Schönberg im Taunus 1947) wurde an der Universität Zürich als Historikerin promoviert. Sie lebte in München, Triest und Berlin. Sie verweigerte eine von den Mitgliedern der Preußischen Akademie der Künste verlangte Loyalitätserklärung gegenüber dem Nazi-Regime mit der Begründung, dass sie „...verschiedene der inzwischen vorgenommenen Handlungen der neuen Regierung aufs schärfste mißbillige“. Als Protest gegen den Ausschluss von Alfred Döblin aus der Akademie trat sie im Frühling 1933 als erstes Mitglied aus. Eine mutige, vom Regime geheim gehaltene Handlung.

Von Ricarda Huch erschien 1923: ‚Michael Bakunin und die Anarchie‘. Insel Verlag.

mf



Foto: Wanda von Debschitz-Kunowski, 1930



DIE LITERARISCHEN NAHVERSORGER PRÄSENTIEREN:

Manfred Rebhandl: liest aus: „Dürre Beweise“

09.11. 20.00 Gasthaus Tomaset Schlierbach.

Eintritt: 10€/ Schüler und Studenten: 3 €



Vorschau:

15.12. Veia Kaiser liest aus „Blasmusikpop oder wie die Wissenschaft in die Berge kam“

20 Uhr Theatersaal Schlierbach



Vorschau:

09.03. 2013. Renè Freund liest aus: „Liebe unter Fischen“

20 Uhr Theatersaal Schlierbach



07.06. 2013 Ruth Klüger liest aus: „Unterwegs verloren“

20 Uhr Theatersaal Schlierbach

**Die Literarischen Nahversorger
Ein Projekt der Gemeinde Schlierbach**

Mail: nahversorger@gmail.com

Web: LiterarischeNahversorger.at

Stingers Textaquarium: hardstinger.wordpress.com

IMPRESSUM

Die Literarischen Nahversorger

Ein Projekt der Gemeinde Schlierbach, Oberösterreich

Bernhard Samitz (1963-2008) / Mag. Gerhard Stiftinger / Mag.(FH) Christoph Weiermair

Mag.a Elisabeth Kumpf-Frommel / Mag. Christian Loikits/ Mag.a Andrea Danner / Mag.a Elisabeth Baldauf/Mag. Friederike Zillner/Ingrid Uhl

www.literarischenahversorger.at / nahversorger@gmail.com